grösster Eile ihren Jungen zutragen und wieder fortrennen, wie sie auf die Grasstufen springen, ein paar mal schwirren und dann wieder eifrig weiter suchen; hat man sie endlich beim Singen gesehen, mit ausgestrecktem Hals und aufgeblasener Kehle, so wird man gewiss an die Wasserralle denken . . .“

Alle Rohrsänger wird man nur sehr selten im Käfige des Liebhabers finden, wohl keinen aber seltener als den Schwirl, trotzdem etwas, was bei den meisten übrigen Arten diese im Interesse der Kenntniss unserer Vögel bedauerliche Thatsache wenigstens zum Theil erklären kann, nämlich der Umstand, dass die Erlangung, der Fang derselben in Folge ihres Aufenthaltsortes oder ihrer Gewohnheiten bei den meisten sehr schwierig, mehr oder weniger ein Ding des Zufalles ist, gerade bei ihm nicht zutrifft, denn der Schwirl ist für den mit seinen Gewohnheiten Vertrauten sehr leicht lebend zu erbeuten. Wenn man ihn einige Zeit auf seinem Standplatze beobachtet, wird man bald finden, dass er seinen Gesang mit Vorliebe von gewissen Lieblingsstätten, Grasbüscheln etc. herab erschallen lässt, dieselben beim Singen abwechselnd aufsucht, ja, sich sogar ziemlich sicher stets von einem zum anderen scheuchen lässt, so dass man jene einfache Fangart, welche ja auch für die Würger, Schmärtzer und anderen gebräuchlich ist, das „Treiben“ auf ihn anwenden kann. Das „Treiben“ besteht bekanntlich darin, dass man die erkundeten Lieblingsstätte des Vogels mit Leimruthen besteckt, und ihn dann nach denselben scheucht.

Der Grund, warum der Heuschreckenrohrsänger fast nie gefangen gehalten wird, ist eben derjenige, welcher ausser ihm noch so vielen anderen Vögeln den ungestörten Genuss der Freiheit sichert, der Umstand, dass sich die Vogelliebhaberei nahezu ausschliesslich mit jenen Arten befasst, welche als gute Sänger, fast möchte ich sagen in die Gesellschaft „eingeführt“ sind, alles übrige aber als nicht des Haltens würdig einfach verwirft, ohne je einmal den Versuch zu machen, ob ein Vogel die Pflege, welche er genießt, nicht auch in anderer Weise, als durch hervorragende Gesangsleistung, wie durch fesselndes Benehmen, Anmuth der Bewegungen, Zahntheit belohnen könne!

Wer je auf diese Eigenschaften hin mit dem Schwirl einen Versuch unternehmen wollte, der würde gewiss über dessen Resultat befriedigt sein; kann sich unser Vogel in seinem bräunlich-grünen, dunkel geflecktem Gefieder auch nicht den durch Farbe oder Zeichnung auffallenden Erscheinungen des befiederten Völkchens beizählen, so weiss er dieses schlichte Kleid doch stets so rein, so glatt anschliessend zu tragen, dass es ihm im Vereine mit der schlanken, zierlichen Körpergestalt, dem Köpfchen, dessen spitzschmale Form, die lustig blinzelnden Augen einen gewissen verschmitzten Ausdruck geben, zu einer hübschen Erscheinung verhilft. Und welche Anmuth in all' seinen Bewegungen! Es wird wenige Vögel geben, welche so überaus schnell und gewandt in ihren Bewegungen sind und dabei doch keine derselben überstürzen, stets die gleiche, sichere Haltung bewahren. So flink das Meisenheer in seinen Turnübungen auch ist, so

prägt sich doch stets in ihrem Treiben eine gewisse Eile und Hast aus, diese wird man bei dem Heuschreckenrohrsänger trotz all' der nimmermüden Emsigkeit, welche gerade er entwickelt, nie finden; ob er peilschnell wie eine Maus, über dem Boden dahinhuscht, oder ob er nach Pieperart langsam und zierlich ein Bein nach dem andern hebend, dahinwandelt, ob er nur mit dem Kopfe nach links oder rechts späht, oder ob er sich mit blitzschneller Wendung ganz nach einer dieser Seiten wendet, immer erscheint sein Thun wie überlegt, wie vorbedacht, nie scheint er seine Ruhe zu verlieren, sich zu einer ungraziösen Bewegung hinreissen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Preisrichteramt.

Das Bewusstsein, seinem Nächsten überlegen zu sein oder das Bestreben, ihm überlegen zu werden, ruht gewiss tief in jedes Menschen Brust. Und wohl dem, dass es so ist; dieser grosse Hebel im Menschenleben bildet zum nicht geringsten Theil jene hehre Kraft, welcher wir das stetige Fortschreiten in der Cultur verdanken.

Jeder will „Herr“ werden und um Herr zu sein, bedarf es aber der Knechte.

Im bürgerlichen Leben ist die Grenze zwischen dem Befehlenden und dem Gehorchenden eine sehr präcise und allgemein anerkannte Niemand wird glauben, dass der Lehrling den Meister zu belehren im Stande ist, wenngleich der Meister noch Vieles selbst zu lernen brauchte. Die bürgerliche Rangordnung stellt ihn eben auf die Stufe des Meisters, und der Lehrling und der Gehilfe haben ihm zu gehorchen.

Anders verhält es sich mit dem Stande der Richter. Bei unseren Altvordern waren es die Alten, Erfahrenen, die Weisen aus dem Volke; bei den klassischen Völkern waren es theils erwählte, theils ernannte Tribunale und hiebei halten wir auch heute noch. Immer aber finden wir als Richter Solche, welche entweder durch ihre reichen Erfahrungen, oder durch angelerntes, jedoch eminentes Wissen befähigt erscheinen, richtig, d. i. gerecht zu urtheilen.

Wenn Schiedsgerichte auch im bürgerlichen Leben nicht zu den Seltenheiten gehören, so ist doch anzunehmen, dass die Mehrzahl der Klagebegehren und Delicte dem staatlich eingesetzten Richter zugewiesen werden.

Dass aber der von den Parteien selbst gewählte Richter, welcher sein Amt einer edlen Sache zuliebe ohne Entgeltung und mit Rückweisung jeglichen Dankes versieht, höher zu stehen kommt, als jener, dessen Richteramt ihm Erwerb ist, bedarf wohl keines weiteren Commentars.

Trotz alledem wissen jene, welche auch nur einmal ein Preisrichteramt, und sei es auch nur in dem kleinen Kreise der Geflügel- und Vogelzüchter, übernommen haben, ein Lied zu singen, in welchem er bei Isis und Osiris schwört, nie mehr ein's anzunehmen.

Die grosse Menge der Prämirten und Nichtprämirten gehört durchschnittlich wohl der Classe

der Besonnenen an, und findet er auch in der besser prämiirten Nachbars-Brut ein Haar in Gestalt einer falschen Feder, so schweigt er doch aus Achtung vor dem Richter, oder auch nur; weil er nichts zu reden hat, denn inappelabel ist der Spruch des Preisgerichtes.

Immer finden sich aber einige Schreier, welche als solche oft typisch sind, denn überall erscheinen sie und überall wird ihnen weh' gethan.

Gewöhnlich sind es ganz emsige Züchter, nur blind gemacht durch einige vielleicht unverdiente Erfolge. So gerne wir sie als Freunde begrüßen, presst es uns doch ein „Herr, verschone uns“ aus der Brust, sobald sie anheben, sich selbst ein Loblied anzustimmen und unsere oft mit Mühe erbetenen Preisrichter in Atome zu zerfasern.

Klein ist die Zahl der unabhängigen Männer, welche befähigt sind, das Preisrichteramt zu versehen und es wäre Sache der Vereine, sich Hyänen vom Leibe zu halten, welche aus Egoismus und Eitelkeit nur für sich Gewinn und Ehre suchen, die Institutionen der Vereine nur schmähend und hochachtbare Männer beleidigen können.

Falsch ist die Methode, wenn sich der Preisrichter dadurch vor etwaigen Anwürfen schützt, dass er durch unverdiente Vergebung von Preisen sich liebenswürdig zeigt, denn er hat die Pflicht, Recht zu sprechen, und nicht das Recht, aus Vereinsmitteln Gnade zu spenden.

Der Ausspruch des Preisgerichtes kann wohl discutirt, darf aber nie reprochirt werden. Mit der Bekritteltung wird auch der directe Vorwurf frei und damit alle Autorität begraben.

Wo keine Autorität, ist auch keine Disciplin; es bleibt daher Aufgabe der Vereinsleitungen, ihre Preisrichter zu schützen, um selbst bestehen zu können.

Wien, Juli 1892.

Rudolf Gerhart.

Allerlei vom Geflügelhofe.

Von W. Dackweiler.

(Fortsetzung.)

Sehen wir ganz davon ab, wie viel junge Thiere durch Raubwild verloren gehen, so halten wir auch dann noch unsere Behauptung anfrecht. Wie oft findet man in verlassenen Vogelnestern faule Eier oder todte Jungen. Und wenn man die lebenden Nestinsassen näher mustert, wie verschieden von Grösse sind dieselben; es ist sicher keine Seltenheit, wenn ein Nesthockerl dabei ist, das als ein verkrüppeltes, im Wachstum zurückgebliebenes Thierchen, nachher seinen Untergang findet. Man sucht uns immer durch schlagende Beweise zu überzeugen, dass durch das Eingreifen des Züchters mehr Schaden als Vortheil herbeigeführt werde. Da hat z. B. eine Henne im Verborgenen gebrütet, Niemand wusste um sie oder konnte sich um sie und das Brutnest kümmern, und da kommt das Thier mit einer ganzen Zahl munterer Kücken hervor. Man hat das Nest aufgesucht und siehe, alle Eier hatten Kücken ge-

bracht und die Eischalen waren so schön halbirt. Das ist dann ein unwiderleglicher Beweis, dass man sich um brütende Thiere nicht kümmern soll. Vorab bemerken wir hierzu, dass, abgesehen von den vielen Glucken, die bei dem Brüten im Verborgenen sammt den Eiern von Raubwild geholt werden, auch in sehr vielen solcher Fälle ein ganz schlechtes Brutresultat erzielt wird, und dass auch ganz günstige Resultate unter der Aufsicht des Züchters zu verzeichnen sind. Nicht, dass die Henne im ersten Falle ganz ungestört blieb, und sich ihr Brutnest nach ihrem Naturtriebe anlegen konnte ist die Ursache eines guten Erfolges; ebensowenig das Eingreifen des Züchters auf der anderen Seite der Grund des Misslingens, wobei wir selbstverständlich von Fehlern des Züchters absehen müssen. Bei dem Brüteprocess kommen recht viele Umstände in Betracht. Wenn der Züchter diese kennt, und naturgemäss regelt, so thut er nicht mehr, als ihm sein Züchterberuf vorschreibt. Gerade so verhält es sich mit dem Aufkommen der jungen Thiere. Nicht alle ausgeschlüpften Thiere entwickeln sich zu vollkommener Grösse, viele davon gehen verloren und nicht bloss durch oder unter der Pflege des Züchters, sondern auch bei den freilebenden Thieren. Nicht, weil hier die Aufzucht eine freie natürliche ist, muss sie unbedingt gedeihen. Das Gedeihen hängt eben wieder von den begleitenden Umständen ab. Wer kennt nicht die Klagen unserer Nimrode über die nassklete Witterung im Frühjahr; sie wissen eben zu gut, dass darauf ihr Wildbestand beruht. Freilich ist alles in der Natur vollkommen; aber die Natur wird auch zu ihrem eigenen Feinde. Was an der einen Stelle fördert, kann an der anderen schädigen. Der Landmann freut sich über den erquickenden Regen und der Jäger beklagt dabei den Untergang seines jungen Wildbestandes. Gehen wir nun auf die Aufzucht unseres Junggeflügels näher ein, so dürfen wir sagen, dass die Aufzuchtsmethode unstrittig die beste ist, die sich der Natur am meisten anschmiegt. Wir haben das Huhn zum Haustihere gemacht und da ist es selbstredend, dass auch die Aufzucht desselben eine andere werden musste; sie hat sich nur nach der Natur der Thiere zu richten, muss sich dieselbe zur Richtschnur nehmen. Wollten wir die Glucke, nachdem sie die Küchlein ausgebrütet, sich ganz selbst überlassen, es würde traurig um die Geflügelzucht aussehen. Wir müssen eben eingreifen und der Natur zu Hilfe kommen. Das Erste zu einer gedeiblichen Aufzucht sind gesunde, kräftige Zuchtthiere. In diesem Punkte ist uns die Natur ein rechter Lehrmeister. In ihr kommen durchwegs nur kräftige Thiere zur Fortpflanzung. Alles Schwächliche geht durch den Einfluss der Witterung oder im Kampfe mit dem Stärkeren zu Grunde. Wenn man dagegen bedenkt, welch' erbärmliches Zuchtmaterialie von unvernünftigen Züchtern oft zur Zucht eingestellt wird, dann braucht man sich über das Weitere nicht zu wundern. Junge, noch nicht ausgewachsene und altersschwache Thiere gebraucht man als Zuchtthiere und bringt diese dazu oft noch in Räumlichkeiten unter, die nichts weniger als gesunde Aufenthaltsräume sind, die eher Gefängniss oder Marterstätte

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mittheilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1892

Band/Volume: [016](#)

Autor(en)/Author(s): Gerhart Rudolf

Artikel/Article: [Das Preisrichteramt. 155-156](#)